Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 49 (1997)
Heft: 10

Artikel: Wenn das Kino Politik macht
Autor: Everschor, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932069

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn das Kino Politik macht

Der amerikanische Präsident im Hollywood-Film von einst und heute: In keiner Periode der Filmgeschichte gab es so viele Filme, in denen ein (realer oder fiktiver) Präsident eine Rolle gespielt hat wie im letzten Jahrzehnt.

Franz Everschor

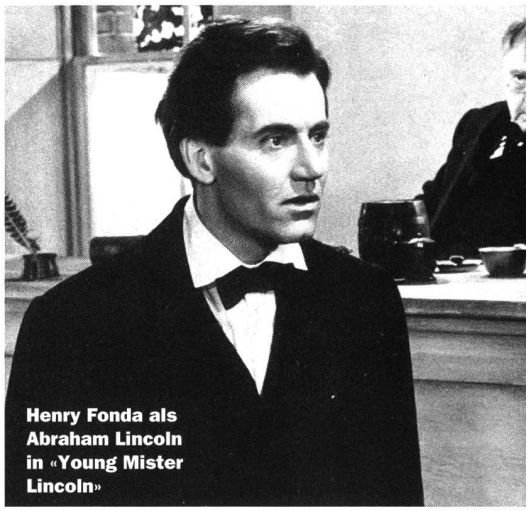
Generationen von Amerikanerinnen und Amerikanern haben das Amt ihres Präsidenten an den grossen Amtsträgern vergangener Jahrhunderte gemessen. George Washington, Thomas Jefferson und Abraham Lincoln prägten das Image des Oberhauptes der Vereinigten Staaten im historischen Rückblick stärker als die meisten Präsidenten der Gegenwart. Auch noch zu Zeiten von Harry S. Truman und Dwight D. Eisenhower näherten sich Presse und Radio den gewählten Führern des Volkes mit Zurückhaltung und Respekt. Selbst John F. Kennedy profitierte von der hohen Meinung, die man dem Präsidentenamt allgemein entgegenbrachte. Mit Richard Nixon und «Watergate» kam der Bruch. Zum ersten Mal sprach man aus, was frühere Generationen nicht einmal zu denken wagten. Zum ersten Mal fiel das harte Wort von einem *crook*, einem Gauner, im Weissen Haus.

Im Zeitalter der Respektlosigkeit, die spätestens seit den siebziger Jahren der öffentlichen Meinung ihren Stempel aufgedrückt hat, sind auch Präsidenten nicht mehr immun. Schwache oder anfechtbare Amtsinhaber hat es zu allen Zeiten gegeben; aber das Volk hatte sie zum Präsidenten gewählt und brachte ihnen zumindest so lange Achtung entgegen, wie sie im Amt waren. Heutzutage machen Bill Clintons persönliche Schwächen und (unbewiesene) Verfehlungen mehr Schlagzeilen als seine politischen Erfolge. Zu Anfang des Jahrhunderts wäre ein Radiokommentator wie Rush Limbaugh, der seine Einschaltquoten vorwiegend der Verunglimpfung des Präsidenten zu verdanken hat, kurzerhand verhaftet worden. Heute symbolisiert er Denken und Haltung eines Grossteils des amerikanischen Volkes. Wenn sie nicht Limbaugh zuhören, lesen sie Boulevard-Blätter wie The Globe und The Enquirer, die an den Zeitungsständen der Supermärkte die öffentliche Meinung diktieren und weder den Altersbeschwerden Ronald Reagans noch der Privatsphäre von Clintons unmündiger Tochter mit Respekt begegnen.

Zielscheibe für politische Karikaturen

In keiner Dekade der Filmgeschichte gab es so viele Filme, in denen ein (realer oder fiktiver) Präsident eine Rolle gespielt hat, wie im letzten Jahrzehnt. Manchmal nimmt der Präsident nur eine dekorative Nebenrolle ein wie in Wolfgang Petersens «In the Line of Fire» (1993) oder in Alan J. Pakulas «The Pelican Brief» (1993). Gelegentlich hört man ihn nur am Telefon wie in Hugh Wilsons «Guarding Tess» (1994), oft ist er nicht mehr als attraktive Staffage wie in David Mickey Evans' «First Kid» (1996). In der Mehrzahl der Filme wird der Präsident von einem Schauspieler dargestellt. Die Liste der letzten Jahre reicht von Jack Nicholson und Gene Hackman bis zu John Travolta, den man demnächst als eine Art Clinton-Imitation in Mike Nichols' «Primary Colors» sehen wird.

Ab und zu ist es aber auch ein richtiger Präsident, der sich in die Kinohandlung einschleicht. Robert Zemeckis ist ein Meister solcher tricktechnischer Kreationen. Ihm haben Lyndon B. Johnson in «Forrest Gump» (ZOOM 10/94) und Bill Clinton in «Contact» (s. Kritik S. 36) spektakuläre Auftritte zu verdanken. Ganz aus der Reihe fallen die Präsidenten-Filme Oliver Stones, «JFK» (ZOOM 2/92)und «Nixon» (ZOOM 2/96). Befürworter wie Gegner dieser Filme werden einräumen müssen, dass Stone weder auf eine Veralberung noch auf eine Verunglimpfung aus war, sondern sich ernsthafte, wenn auch in manchem subjektiv verbohrt mit Person, Vorgängen



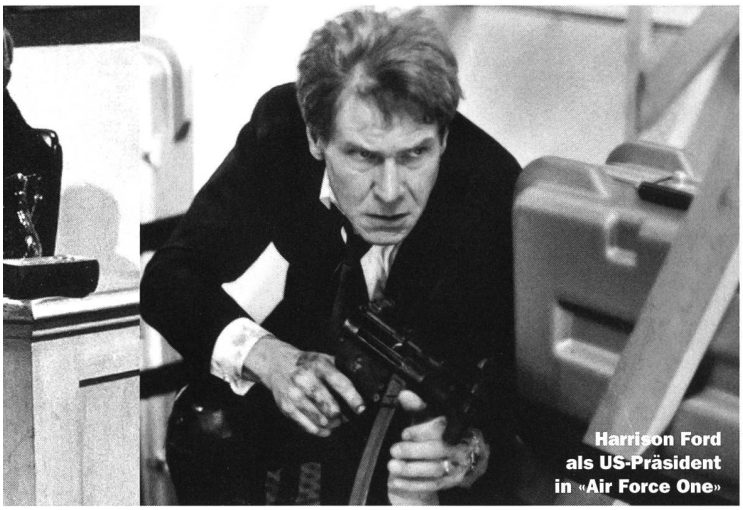
Henry Fonda als Abraham Lincoln in «Young Mister Lincoln»

und Zeitepoche auseinandergesetzt hat. Seine Filme werden als individuelle Kommentare auch dann noch Gültigkeit besitzen, wenn all die spekulativen Präsidenten-Porträts der neunziger Jahre längst der Vergangenheit anheimgefallen sind.

Christopher Cases «Ultimate Movie Thesaurus» listet unter dem Stichwort «Präsidenten» 53 Filme auf, in denen die allerneuesten nicht einmal enthalten sind. Die Liste reicht von John Fords «Young Mr. Lincoln» (1939) bis zu Jim Abrahams'«Hot Shots! Part Deux» (1993), von den gestandenen Präsidentenfiguren eines Henry Fonda, Raymond Massey und Fredric March bis zu Kevin Klines in mehr als einer Hinsicht behindertem Staatschef, der durch einen ahnungslosen Doppelgänger ersetzt wird. Auf der einen Seite zählen Medienmanager und Hollywood-Stars zu den spontansten und wichtigsten Wahlhelfern jedes Kandidaten für das Präsidentenamt; auf der anderen Seite können sich ihre Filme neuerdings nicht genugtun, das höchste Amt im Staat als Zielscheibe für politische und moralische Karikaturen zu benutzen, die übrigens nicht allein im *talk radio*, sondern auch in den bejubelten Fernsehsendungen eines

Jay Leno und David Letterman ihre Entsprechung finden.

Der schon erwähnte handlungsunfähige Präsident, den Kevin Kline in Ivan Reitmans Komödie *«Dave»* (1993)spielt, erlitt einen Herzanfall als Folge von zuviel ausserehelichem Sex. Tim Burton lässt seinen Präsidenten in *«Mars Attacks!»* (ZOOM 3/97) als selbstgefälligen Popanz daherreiten, der sich abwechselnd wie Frankensteins Monster oder wie John Wayne gebärdet. Peter Segals *«My Fellow Americans»* (1996) thematisiert die «Ehrbarkeit» von Staatsoberhäuptern, indem Jack Lemmon und James Garner als Ex-Präsidenten auf den zur Zeit amtierenden, gerissenen Dan Aykroyd losgelassen werden. In Dwight Littles *«Murder at 1600»* (1997) geht es um ein blutbesudeltes White-House-Badezimmer. In Clint Eastwoods *«Absolute Power»* (ZOOM 6–7/97) fällt dann schliesslich die letzte Hemmschwelle: Der Präsident wird als Sexualsadist und finsterer Mordbube entlarvt. Zwischen solche Präsidenten-Porträts fügen sich alle Schattierungen komischer und heroischer Darstellungen, von dem liebenswürdigen Wunschtraum-Präsidenten in Rob Reiners «The American President» (1995) bis zu Roland Emmerichs Staatsoberhaupt als Kriegsheld und draufgängerischer Lebensretter in «Independence Day» (ZOOM 9/96).



Harrison Ford als US-Präsident in «Air Force One»

Seit der Ermordung John F. Kennedys und der Demaskierung Richard Nixons im Watergate-Skandal hat das amerikanische Volk die «adorative» Haltung gegenüber den höchsten Repräsentanten seines Willens einer Revision unterzogen. Der bis zum heutigen Tag als Mensch idealisierte Ronald Reagan bescherte den Amerikanern die gravierendste wirtschaftliche Rezession seit den dreissiger Jahren, George Bush schickte junge Soldaten zu Tausenden in den Golfkrieg, und Bill Clinton hat sich so sehr in Immobilienskandale und Sex-Anschuldigungen verfangen, dass vom Glanz des Präsidentenamtes nicht mehr viel übriggeblieben ist. Politische Resignation oder verzweifelte Restaurationsversuche sind die Folgen. Man sehnt sich nach einem hemdsärmeligen, aber vertrauenswürdigen Teddy Roosevelt und weiss gleichzeitig sehr wohl, dass im Intrigenklüngel und Opportunismus heutigen Parteibetriebs keine noch so geringe Chance besteht, etwas Besseres als Newt Gingrich oder Richard Gephard zu bekommen.

Grundsätze und Prinzipien wichtiger als Politik

Mit dem Finger am Puls der zahlenden Zuschauer hat Hollywood die Situation beim Schopf gepackt und den Präsidenten auch im Filmtheater vom Sockel der Bewunderung gestossen. Freigegeben als Kinoheld ohne Privilegien, geniesst er auf der Leinwand keine anderen Vorrechte als die mächtigen Rancher im alten Western. Bis ausgerechnet ein Deutscher nach Hollywood kam, um nach guter alter Kinomanier den Millionen amerikanischer Frustrationsopfer ihre geheimsten Wünsche von der Stirn abzulesen. Zuerst verwickelte er sein Publikum noch in ein psychologisches Katz-und-Maus-Spiel um politische Integrität und gelebten Patriotismus, um im zweiten Anlauf dann genau jene Idealfigur vor das Publikum zu stellen, die alle erhoffen, aber von der sie nur im Kino zu träumen wagen. Clint Eastwood trug als einstiger Leibwächter des Präsidenten noch alle Spuren des von Selbstzweifeln geplagten Idealisten, der an das höchste Amt im Staat glaubt wie an ein gottgegebenes Mandat. Von Harrison Ford sind alle Zweifel abgefallen. Aufrecht, selbstbewusst und entschlussfreudig hat er nicht nur das Zeug zum Präsidenten, nein, er ist der Präsident.

Wolfgang Petersens *«In the Line of Fire»* und *«Air Force One»* sind Actionfilme nach dem Geschmack amerikanischer Kinogänger. Aber sie sind auch Reisen ins Unterbewusste eines Publikums, das sich im Dunkel des Filmtheaters zeigen lässt, was es im Licht des Alltags so klar und deutlich denn doch (noch) nicht auszusprechen wagt. Ein anderer Deutscher, Roland Emmerich, hatte dem Publikum bereits den Präsidenten als Draufgänger offeriert, aber erst Petersen gibt ihm in «Air Force One» einen Präsidenten mit Autorität, Kompromisslosigkeit und Wagemut. Es ist die Kombination dieser Eigenschaften, die Amerika an seinen realen Präsidenten so lange vermisst hat und die es beflügelt, dem Leinwand-Präsidenten Harrison Ford begeistert zu applaudieren. Selbst im Angesicht der Gefahr lässt sich dieser Kino-Präsident nicht von seinen moralischen Prinzipien abbringen, sogar dann nicht, wenn es heisst, das eigene Leben zu riskieren. Nicht zufällig wird in Berichten über den Film immer wieder der Name Teddy Roosevelt genannt, der Name eines Mannes, der seinen Grundsätzen treu geblieben ist und sich durch nichts von einem als richtig erkannten Kurs abbringen liess.

Mit «Air Force One» hat Petersen beim amerikanischen Publikum einen Nerv getroffen. Sogar politische Kommentatoren fühlten sich bewogen, die Parteien im Land aufzufordern, sich an diesem Hollywood-Film ein Beispiel zu nehmen. Vielleicht, heisst es da bei einem Washington-Korrespondenten, könnten Republikaner und Demokraten von dem Triumph dieses Kino-Präsidenten ja etwas lernen: Amerikaner wollen, dass ihre gewählten Führer gemachte Versprechen halten und Prinzipien wichtiger nehmen als Politik. ■